

„In Präzision und Aufwand ist ein sehr schweizerisches Produkt entstanden“

Das Interview mit dem Aussteller und Architekten **Christian Kerez** führte Hubertus Adam

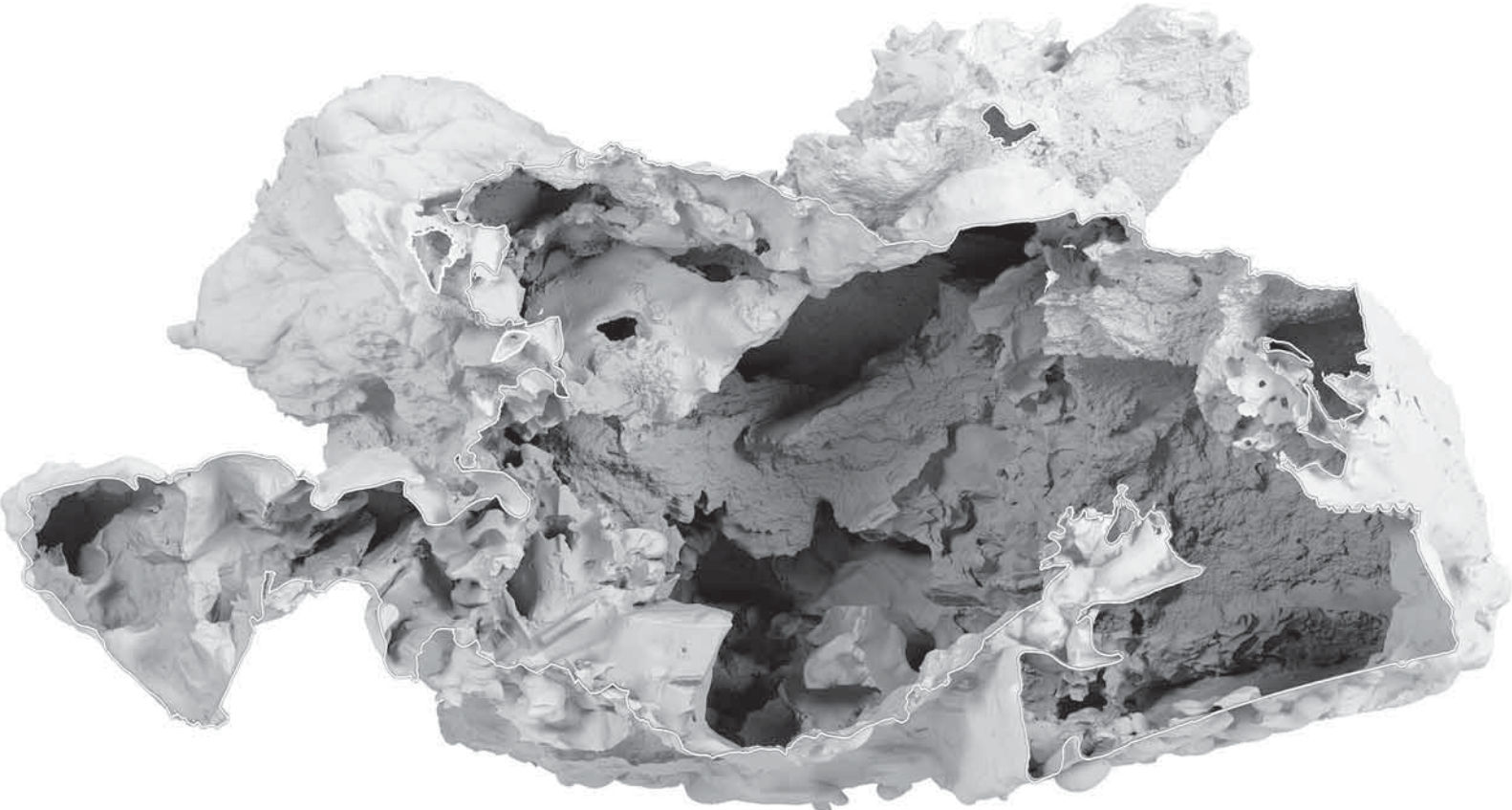


1 Christian Kerez und Sandra Oehy

Als im November letzten Jahres bekannt wurde, dass Christian Kerez den Schweizer Pavillon gestalten würde, begründeten dies die Kommissare so: Kerez verknüpfe „fundamentale Überlegungen zur Architektur mit der Frage, wie ein architektonisches Konzept einen alltäglichen Beitrag leisten kann“. Der Beschäftigung mit den Fundamenten der Raumbildung wird dieser Beitrag vielleicht wie kein anderer gerecht werden – die Alltäglichkeit des gewählten Verfahrens stellt der Autor im Interview kurz vor der Eröffnung selbst in Abrede.

„The Rule of the Game“ hieß eine Ausstellung 2013 in der Galerie MA in Tokio, in der der Architekt Christian Kerez sein eigenes Werk präsentierte. Den gleichen Titel hatte er auch einem Werkvortrag gegeben, den er als Gastprofessor kurz zuvor in Harvard gehalten hatte. Kerez machte in der Ausstellung wie im Vortrag deutlich, dass es ihn eigentlich nicht interessiert, wie ein Gebäude – also Fassade und Form – aussieht. Ihm geht es darum, wie es gemacht ist – was ihn interessiert, ist die Struktur. Den Entwurfsprozess versteht er deshalb nicht als deduktives Vorgehen, dessen Schritte sich aus der Vorstellung des fertigen Gebäudes ableiten, sondern als ein induktives, an dessen Beginn die Festlegung von Spielregeln steht. Es ist kein Zufall, wenn sich die Namen mancher Gebäude von Christian Kerez wie Spiel-

anweisungen oder Versuchsanordnungen anhö- ren: Haus mit nur einer Wand, Haus mit einer fehlenden Stütze... Für den von der Kunsthistorikerin Sandra Oehy kuratierten Schweizer Pavillon der diesjährigen Architekturbiennale hat Christian Kerez das so beschriebene Entwurfskonzept noch einmal radikalisiert. Üblicherweise werden in den Pavillons mehr oder minder klassische Architekturausstellungen inszeniert – mit Modellen, Zeichnungen und Fotos, also mit Medien, die auf eine Realität jenseits des Ausstellungsraums verweisen. Aber eine Architekturausstellung, so erläutert Christian Kerez, könne auch selbst Architektur sein: „Meine Idee lautet, einen Raum zu schaffen, der nicht auf einen Raum außerhalb von sich selbst verweist. Einen Raum, der keinen funktio- nalen oder illustrativen Charakter besitzt, einen Raum, der rätselhaft ist und sich einer bestimm- ten Stilistik oder Auffassung von Architektur verweigert. Einen Raum, der die größtmögliche Komplexität in sich trägt und gleichzeitig einen nicht sofort entschlüsselbaren visuellen Charak- ter besitzt.“ Ziel ist also ein Raum, der jenseits der gewohnten Vorstellungen liegt. Am Anfang steht der Gipsabguss Der in Venedig ausgestellte Raumkörper ist das Resultat eines komplexen Prozesses, der durch



2 Diagonalschnitt

ein Wechselspiel von analogen und digitalen Pro- duktionsverfahren sowie durch eine Kombination von strategischen Entscheidungen und Zufällen bestimmt ist. Am Anfang stand das archaische Verfahren des Gipsabgusses: Zufällig gefundene Gegenstände, teils aus Abfall, wurden in Gips ge- gossen. Ungefähr 300 Versuche waren nötig, um eine Form zu finden, die die gewünschte Kom- plexität beinhaltet und deren ideelle Vorstellung eine wirkliche Herausforderung bedeuten würde. Das weitere Vorgehen war durch verschiedene Transformationsprozesse bestimmt: „Die gefun- dene Raumfigur wurde dann mit verschiedenen Scanverfahren dreidimensional erfasst. So ent- standen riesige Datenmengen, die auch ein opti- sches Gerät wie eine Kamera nicht erzeugen könnte. Es folgte der Prozess des Skalierens und Vergrößerns. Mithilfe des so entstandenen digita- len Modells wurden dann Schalungsteile geplot- tet und gefräst, die mit Beton abgegossen wur- den, sodass am Ende eine Hülle oder Haut aus Beton entstanden ist, die den Raum umschreibt und als Skulptur auch von außen abbildet.“

Begehrbarer Raumkörper

Das Resultat ist ein begehrbarer Raumkörper, der wie schwebend im Hauptraum des Schweizer Pavillons installiert ist. Assoziationen zu Grotten oder Höhlen mögen sich einstellen, doch dadurch,

dass man den Raum von außen und innen sehen kann, wird er eher zu einem körperhaften Objekt. Die extremen Datenmengen, die verarbeitet wur- den, führten zu einer komplexen Oberflächen- struktur. Während digitale Architektur aufgrund von Iteration, Repetition und Skalierung eine wie- dererkennbare Ästhetik aufweist, verhält es sich hier aufgrund der Kombination von analogen und digitalen Verfahren anders: „Es gibt einen Wech- sel zwischen flächigen, strukturierten und textu- rierten zu eher figurativen Bereichen. Es finden sehr viele Transformationen statt – von der Hülle bis hin zu skulpturalen Einschlüssen, die man allein mit computergesteuerten Prozessen nicht hätte erfinden können.“ Mit seinem sehr hohen technischen Aufwand und der Präzision der Aus- führung sei der Beitrag auch ein sehr schweize- risches Produkt geworden, so Christian Kerez. Es könne aber auf einer Ausstellung wie der Archi- tekturbiennale nicht darum gehen, den Status quo der Baukultur in der Schweiz unreflektiert zu feiern. Das Provokative seines Beitrags besteht darin, sichtbar zu machen, was Architektur jen- seits von Energieverbrauchsvorschriften, Gestal- tungsplanvorgaben und anderen Regulierungen, die das Bauen bestimmen, sein könnte: „Das Ob- jekt versucht zu zeigen, was heute möglich ist, und dass es auch möglich ist, Architektur anders zu denken, anders zu bauen und anders zu erle- ben, als wir es alltäglich gewohnt sind.“

